[Seite 1. Schmutztitel]

Mary E. Pearson

Die Chroniken der Verbliebenen – Der Kuss der Lüge

[Seite 2]

[Seite 3. Innentitel]

Mary E. Pearson

DER KUSS DER LÜGE

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von Barbara Imgrund

[ONE-Verlagslogo]

[Seite 4. Impressumsseite]

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Titel der englischsprachigen Originalausgabe:

„The Kiss of Deception“

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2014 by Mary E. Pearson

Published by arrangement with Mary E. Pearson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Julia Przplaska, Ingolstadt

Umschlaggestaltung: Jeannine Schmelzer

Einband-/Umschlagmotiv: © 2015 by Rodrigo Adolfo, Umschlagdesign by Rich Deas; Covermotive: © Trevillon Images/Ilina Simeonova, Trevillon Images/Aval Adron und Shutterstock

Satz: two-up, Düsseldorf

Gesetzt aus der Caslon

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck – Germany

Printed in Germany

ISBN 978-3-8466-0036-8

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter: www.one-verlag.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die *gesetzliche Buchpreisbindung*. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Kapitel eins

Heute war der Tag, an dem tausend Träume sterben mussten und ein einziger geboren wurde.

Der Wind wusste es. Es war der erste Juni, aber kalte Böen verbissen sich so heftig wie im tiefsten Winter in die Festung oben auf dem Hügel. Sie rüttelten fluchend an den Fenstern und fuhren mit warnendem Raunen durch zugige Hallen. Es gab kein Entrinnen vor dem, was kommen sollte.

Unaufhaltsam rückte die Stunde näher. Ich verschloss die Augen vor diesem Gedanken, doch ich wusste genau, dass der Tag bald in zwei Teile zerfallen würde. Für immer würde er mein Leben in ein Davor und ein Danach aufspalten und zwar mit einem raschen Handstreich, an dem ich ebenso wenig etwas würde ändern können wie an der Farbe meiner Augen.

Ich stieß mich vom Fenster ab, in meine eigene Atemwolke gehüllt, und überließ die endlosen Hügel von Morrighan ihren eigenen Sorgen. Es wurde Zeit, mich meinem großen Tag zu stellen.

Die Zeremonien liefen ab, wie es bestimmt war, und die rituellen Handlungen waren haargenau so vorbereitet, wie es geschrieben stand – als Vermächtnis der Größe Morrighans und der Verbliebenen, der es entsprungen war. Ich wehrte mich nicht. Zu diesem Zeitpunkt war ich längst wie betäubt, aber dann kam der Mittag, und mein Herz raste wieder, als ich dem letzten jener Schritte ins Auge blickte, der das Hier vom Dort trennte.

Ich lag nackt mit dem Gesicht nach unten auf einem steinharten Tisch, den Blick auf den Boden unter mir gerichtet, während Fremde mit stumpfen Messern über meinen Rücken schabten. Ich

verharrte absolut reglos, obwohl ich wusste, dass die Messer, die über meinen Rücken strichen, von umsichtigen Händen geführt wurden. Jenen, welchen sie gehörten, war sehr wohl bewusst, dass ihr Leben von ihrer Geschicklichkeit abhing. Absolute Bewegungslosigkeit half mir, die Scham über meine Blöße zu verbergen, während mich diese fremden Hände berührten.

Pauline war immer in der Nähe geblieben und beobachtete uns wahrscheinlich mit besorgtem Blick. Ich konnte sie nicht sehen, sondern nur den Schieferboden unter mir. Mein langes dunkles Haar hing in einem wirbelnden schwarzen Tunnel rund um mein Gesicht herab und blendete die ganze Welt aus – abgesehen von dem rhythmischen Kratzen der Messer.

Das letzte Messer fuhr tiefer an meinem Rücken hinab und schabte über die zarte Kuhle genau über meinem Gesäß. Ich kämpfte gegen den Impuls an zurückzuschrecken, doch schließlich zuckte ich doch. Ein kollektives Stöhnen lief durch den Raum.

»Lieg still!«, mahnte meine Tante Cloris.

Ich spürte die Hände meiner Mutter an meinem Kopf; sie liebkosten mich sanft. »Nur noch ein paar Linien, Arabella. Das ist alles.«

Obwohl ihre Worte als Trost gemeint waren, sträubte sich alles in mir gegen meinen offiziellen Namen, auf dessen Verwendung meine Mutter pochte – jenen ererbten Namen, den schon so vielen vor mir getragen hatten. Ich wünschte, dass sie wenigstens an meinem letzten Tag in Morrighan alle Förmlichkeit fahren lassen und den Namen benutzen würde, den ich bevorzugte. Den Kosenamen, den meine Brüder gebrauchten

und der einen meiner vielen Namen auf seine letzten drei Buchstaben abkürzte. *Lia.* Ein einfacher Name, der wirklich zu mir passte.

Das Schaben endete. »Es ist vollbracht«, erklärte der Erste Künstler. Die anderen murmelten zustimmend.

Ich hörte das Klappern eines Tabletts, das auf dem Tisch neben mir abgestellt wurde und den überwältigenden Duft von Rosenöl verströmte. Füße schlurften umher und fanden sich in einem Kreis zusammen – meine Tanten, Mutter, Pauline, andere, die bestellt worden waren, um dem Ritus beizuwohnen. Murmelnd wurden Gebete gesungen. Ich beobachtete, wie die schwarze Robe des Priesters an mir vorüberzog, dann erhob sich seine Stimme über die anderen, während er warmes Öl auf meinen Rücken träufelte. Die Künstler rieben es ein, wodurch ihre geübten Finger die zahllosen Traditionen des Hauses Morrighan versiegelten. Sie fixierten jene Versprechen, welche auf meinen Rücken geschrieben worden waren. Diese wiederum kündeten von den Verbindlichkeiten des heutigen Tages und versicherten, dass sie auch an jedem kommenden Tag gelten würden.

Sie sind voller Hoffnung, dachte ich bitter, während mein Verstand die geordneten Bahnen verließ und die anstehenden Aufgaben zu ordnen versuchte – jene Aufgaben, die nur in mein Herz und nicht auf ein Stück Papier geschrieben waren. Ich hörte kaum, was der Priester von sich gab. In einem monotonen Singsang sprach er von ihrer aller Bedürfnissen, aber nicht von meinen.

Ich war erst siebzehn. Hatte ich denn kein Recht auf meine eigenen Träume für die Zukunft?

»Und für Arabella Celestine Idris Jezelia, Erste Tochter des Hauses Morrighan, die Früchte ihres Opfers und die Segnungen des …«

Er schwadronierte weiter und weiter, und bei den endlosen vorgeschriebenen Segnungen und Sakramenten schwoll seine Stimme immer mehr an, bis sie den ganzen Raum beherrschte. Als ich schon dachte, ich könnte es nicht mehr ertragen, weil seine Worte mir die Luft abschnürten, hielt er inne. Einen gnädigen, süßen Augenblick lang erfüllte nichts als Stille meine Ohren. Ich holte wieder Luft, und dann wurde der Schlusssegen erteilt.

»Denn die Königreiche erstanden aus der Asche der Menschen und wurden aus den Knochen der Verlorenen errichtet, und dorthin werden wir zurückkehren, wenn der Himmel es will.« Er hob mein Kinn mit einer Hand, und mit dem Daumen der anderen bestrich er meine Stirn mit Asche.

»So geschehe es dieser Ersten Tochter des Hauses Morrighan«, vollendete meine Mutter, wie es die Tradition verlangt, und wischte die Asche mit einem ölgetränkten Lappen ab.

Ich schloss die Augen und senkte den Kopf. *Erste Tochter.* Segen und Fluch zugleich. Und wenn die Wahrheit ans Licht kam, auch eine Betrügerin.

Meine Mutter legte mir eine Hand auf die Schulter. Meine Haut brannte unter ihrer Berührung. Ihr Trost kam zu spät. Der Priester sprach ein letztes Gebet in ihrer Muttersprache, ein Schutzgebet, das seltsamerweise nicht Tradition war. Als er zum Ende gekommen war, zog sie die Hand wieder weg.

Es wurde noch mehr Öl vergossen, und ein leiser, spukhafter Gebetssingsang hallte durch die kalte Steinkammer, während der

Rosenduft schwer in der Luft und in meinen Lungen lastete. Ich atmete tief durch. Trotz meiner Lage genoss ich diesen Teil – das heiße Öl und die warmen Hände, die Knoten weichmassierten, welche sich seit Wochen in meinem Rücken verhärtet hatten. Die samtige Wärme nahm der mit Zitrone angemischten Farbe die saure Schärfe, und der blumige Duft entführte mich für einen Augenblick in einen verborgenen Sommergarten, in dem mich niemand finden würde. Wenn es nur so einfach wäre.

Aber auch dieser Schritt wurde für vollbracht erklärt, und die Künstler traten von ihrem Werk zurück. Geräuschvolles Luftholen erklang, als das Ergebnis auf meinem Rücken zur Begutachtung freigegeben wurde.

Ich hörte jemanden näher rücken. »Ich könnte mir vorstellen, dass er ihrem Rücken gar nicht besonders lange Beachtung schenken wird, wenn er den ganzen Rest sehen kann.« Ein Kichern lief durch die Kammer. Tante Bernette hatte noch nie ein Blatt vor den Mund genommen, nicht einmal wenn ein Priester im Raum und ein Protokoll einzuhalten war. Mein Vater behauptete, ich hätte meine vorlaute Zunge von ihr, obwohl ich heute ermahnt worden war, sie zu zügeln.

Pauline nahm meinen Arm und half mir beim Aufstehen. »Eure Hoheit«, sagte sie, als sie mich in ein weiches Laken hüllte, um das letzte bisschen Würde, das mir noch blieb, zu bewahren. Wir wechselten einen raschen, wissenden Blick, der mir Kraft gab, dann führte sie mich zu dem großen Spiegel und reichte mir einen kleinen Handspiegel, damit auch ich das Ergebnis betrachten konnte. Ich strich mein Haar zur Seite und ließ das Laken so weit fallen, dass ich bis auf meinen unteren Rücken sah.

Die anderen erwarteten schweigend meine Reaktion. Ich unterdrückte den Drang, nach Luft zu schnappen. Diese Genugtuung wollte ich meiner Mutter nicht gönnen, aber ich konnte nicht leugnen, dass mein Hochzeitskavah vorzüglich gelungen war. Es versetzte mich tatsächlich in Ehrfurcht. Sogar das hässliche Wappen des Königreichs Dalbreck war erstaunlich schön geworden: Der knurrende Löwe auf meinem Rücken war gezähmt, und komplizierte Muster fassten anmutig seine Klauen ein; die verschlungenen Reben Morrighans umrankten ihn elegant und ergossen sich in einem V meinen Rücken herab, bis die letzten zarten Verästelungen sich wirbelnd an die sanfte Ausbuchtung meines unteren Rückens schmiegten. Dem Löwen war Ehre zuteil geworden, und doch hatte man ihn auf kluge Weise gebändigt.

Es schnürte mir die Kehle zu, und meine Augen begannen zu brennen. Es war ein Kavah, das mir hätte gefallen können … Ich hätte stolz sein müssen, es tragen zu dürfen, doch nun schluckte ich und stellte mir vor, wie der Prinz ehrfürchtig glotzen würde, wenn die Gelübde gesprochen waren und der Hochzeitsumhang fiel. *Die lüsterne Kröte.* Aber ich zollte den Künstlern den verdienten Respekt.

»Es ist vollkommen. Ich danke euch, und ich habe keinen Zweifel daran, dass im Königreich Dalbreck vom heutigen Tag an die Künstler von Morrighan in höchstem Ansehen stehen werden.«

Meine Bemühungen entlockten meiner Mutter ein Lächeln, denn sie wusste, wie hart ich mir diese Worte abgerungen hatte.

Nun wurden alle Außenstehenden hinausgeleitet, sodass ich die restlichen Vorbereitungen nur noch mit meinen Angehörigen und Pauline teilte, die mir assistieren würde. Meine Mutter holte

das weiße Seidenunterkleid aus dem Kleiderkasten; es war nur ein Hauch von Stoff und so dünn und fließend, dass es über ihre Arme zu schmelzen schien. In meinen Augen war es bloß eine nutzlose Formalität, denn es bedeckte nur sehr wenig und war so hilfreich wie die unaufhörlichen Schichten von Traditionen. Das Brautkleid kam als Nächstes; ein V-förmiger Rückenausschnitt sollte dem Kavah zu Ehren des Königreichs des Bräutigams einen würdigen Rahmen geben und aller Welt die neue Gefolgschaftspflicht seiner Braut verdeutlichen.

Meine Mutter straffte die verborgenen Schnürbänder des Kleides und zog sie zusammen, sodass sich das Mieder eng an meine Taille schmiegte, obwohl der Rücken unbedeckt war. Es war eine ebenso bemerkenswerte technische Glanzleistung wie die große Brücke von Golgata – vielleicht sogar eine noch bemerkenswertere. Unwillkürlich fragte ich mich, ob die Näherinnen mit ein wenig Magie in Stoff und Garn nachgeholfen hatten. Es war besser, über Nebensächlichkeiten wie diese nachzudenken als darüber, was die nächsten Stunden bringen würden. Meine Mutter drehte mich feierlich zum Spiegel um. Trotz meines Grolls war ich wie hypnotisiert. Es war zweifellos das schönste Kleid, das ich jemals gesehen hatte. Die atemberaubende blickdichte Quiassé-Spitze, handgefertigt von einheimischen Klöpplerinnen, war die einzige Verzierung. Sie floss den Ausschnitt und das Mieder hinab. *Schlichtheit.* Die Spitze floss in einem V das Mieder hinab, um den Schnitt des Kleides am Rücken widerzuspiegeln. Ich sah darin wie jemand anders aus, wie jemand, der älter und klüger war. Wie jemand mit einem reinen Herzen, dem Geheimnisse fremd waren. Wie jemand … der nicht ich war.

Ich wandte mich wortlos ab und blickte aus dem Fenster, verfolgt vom leisen Seufzen meiner Mutter. In weiter Ferne sah ich die einsame rote Turmspitze von Golgata; die bröckelnden Ruinen waren alles, was von der einstmals mächtigen Brücke über den breiten Meeresarm übrig geblieben war. Bald würden auch sie verschwunden sein, verschluckt wie der Rest der großen Brücke. Selbst die geheimnisvolle Ingenieurskunst der Altvorderen konnte dem Unausweichlichen nicht die Stirn bieten. Warum sollte ausgerechnet ich es versuchen?

Mein Magen schlug einen Purzelbaum, und ich ließ den Blick zum Fuße des Hügels schweifen, wo Fuhrwerke weit unterhalb der Festung auf der Straße zum Marktplatz dahinrumpelten. Vielleicht waren sie mit Obst oder Blumen beladen oder mit Fässern voll Rebensaft aus den Weinbergen Morrighans. Aber auch prächtige Kutschen, die von bändergeschmückten Rössern gezogen wurden, sprenkelten die Fahrspur.

Vielleicht fuhren mein ältester Bruder Walther und seine frisch angetraute Frau Greta in einer dieser Kutschen meiner Hochzeit entgegen, händchenhaltend und nur selten fähig, den Blick voneinander abzuwenden. Und vielleicht waren meine übrigen Brüder bereits auf dem Platz und warfen jungen Mädchen, die ihre Fantasie beflügelten, ihr strahlendstes Lächeln zu. Mir fiel Regan ein, der vor einigen Tagen mit verträumten Augen in einem dunkeln Korridor mit der Kutscherstochter geflüstert hatte, und Bryn, der jede Woche mit einem neuen Mädchen schäkerte und nicht in der Lage war, sich für ein einziges zu entscheiden. Drei ältere Brüder, die ich vergötterte, und sie alle durften sich in eine Person ihrer Wahl verlieben und sie heiraten. Die Mädchen waren

ebenso frei. Alle waren frei, auch Pauline, deren Liebhaber am Ende des Monats zu ihr zurückkehren würde.
»Wie hast du das geschafft, Mutter?«, fragte ich, während ich weiter auf die vorüberfahrenden Kutschen unter mir starrte. »Wie konntest du den weiten Weg von Gastineux hierher reisen, um eine Kröte zu heiraten, die du nicht geliebt hast?«
»Dein Vater ist keine Kröte«, sagte meine Mutter streng.
Ich fuhr zu ihr herum. »Er mag ein König sein, aber das ändert nichts an der Kröte. Willst du mir etwa weismachen, du hättest den Fremden, der doppelt so alt war wie du, nicht für eine Kröte gehalten, als du ihn geheiratet hast?«
Die grauen Augen meiner Mutter ruhten gefasst auf mir. »Nein, das habe ich nicht. Es war mein Schicksal und meine Pflicht.
Ein mattes Seufzen entrang sich meiner Brust. »Weil du eine Erste Tochter warst.«
Das Thema Erste Tochter war eines, das meine Mutter stets klug umschiffte. Aber heute waren da nur wir beide und nichts, was uns hätte ablenken können - heute entkam sie ihm nicht. Ich sah, wie sie erstarrte und das Kinn in königlicher Manier hob.
»Es ist eine Ehre, Arabella.«
»Aber mir wurde die Gabe der Ersten Tochter nicht zuteil. Ich bin keine Siarrah. Dalbreck wird bald herausfinden, dass ich nicht der Hauptgewinn bin, für den sie mich halten. Diese Hochzeit ist ein Schwindel.«
»Die Gabe zeigt sich vielleicht noch rechtzeitig«, antwortete sie lahm.
Ich wollte nicht dagegenhalten. Es war bekannt, dass die Gabe zu den meisten Ersten Töchtern kam, wenn sie zur Frau wurden, und bei mir war es nun schon seit vier Jahren so weit.

Anzeichen für eine wie auch immer geartete Gabe hatte ich jedoch nie offenbart. Meine Mutter klammerte sich an falsche Hoffnungen. Ich wandte mich um und sah wieder aus dem Fenster.
»Und selbst wenn sie sich nicht zeigt«, fuhr meine Mutter fort, »ist die Hochzeit kein Schwindel. Bei dieser Verbindung geht es um viel mehr als nur das. Schon allein die Ehre und das Privileg einer Ersten Tochter in einer königlichen Blutlinie ist eine Gabe. Sie bringt Geschichte und Tradition mit sich. Das ist alles, was zählt.«
»Warum die Erste Tochter? Ist es nie ein Sohn, dem die Gabe geschenkt wird? Oder eine zweite Tochter?«
»Das ist schon vorgekommen, aber … man sollte nicht damit rechnen. Und es hat keine Tradition.«
Hat es denn auch Tradition, die Gabe wieder zu verlieren?
Diese unausgesprochenen Worte hingen rasiermesserscharf zwischen uns, aber selbst ich konnte meine Mutter nicht so tief verletzen. Mein Vater hatte sich schon früh in ihrer Ehe nicht mehr mit ihr über Staatsangelegenheiten beraten, aber ich hatte Geschichten gehört, wie es davor gewesen war, als ihre Gabe noch stark war und ihr Wort Gewicht hatte; zumindest falls irgendetwas davon der Wahrheit entsprach. Ich war mir da nicht mehr so sicher.
Mir fehlte die Geduld für solches Geschwätz. Ich hielt meine Worte und mein Denken lieber geradlinig. Und ich war es so müde, wieder und wieder von Traditionen zu hören, dass ich meinte, mein Kopf müsse platzen, wenn dieses Wort noch ein einziges Mal laut ausgesprochen würde. Meine Mutter entstammte einer anderen Zeit.

Ich hörte, dass sie sich mir näherte, und spürte ihre warmen Arme, die sich um mich schlossen. Der Hals schwoll mir zu. »Meine geliebte Tochter«, flüsterte sie in mein Ohr, »ob die Gabe kommt oder nicht, ist nicht von Bedeutung. Mach dir keine Gedanken darüber. Heute ist der Tag deiner Hochzeit.«

Mit einer Kröte. Ich hatte einen Blick auf den König von Dalbreck erhascht, als er gekommen war, um die Vereinbarung aufzusetzen – als wäre ich ein Pferd, das er für seinen Sohn erstand. Der König war so altersschwach und krumm wie die gichtigen Zehen eines alten Weibs und alt genug, um der Vater meines eigenen Vaters zu sein. Gebückt und langsam, wie er ging, brauchte er Hilfe, um die Stufen zum Großen Saal hinauf zu erklimmen. Selbst wenn der Prinz auch nur einen Bruchteil seiner Jahre auf dem Buckel hatte, musste er immer noch ein vertrockneter, zahnloser Geck sein. Der Gedanke daran, dass er mich anfassen würde, ganz zu schweigen von …

Mich schauderte bei der Vorstellung von knochigen alten Händen, die meine Wange liebkosten, oder von schrumpeligen Lippen, die die meinen berührten. Ich hielt den Blick starr aus dem Fenster gerichtet, aber ich nahm nichts jenseits der Scheibe wahr. »Warum habe ich ihn mir vorher nicht einmal anschauen dürfen?«

Meine Mutter ließ die Arme sinken. »Einen Prinzen anschauen? Unsere Beziehung zu Dalbreck kann man bestenfalls ein zartes Pflänzchen nennen. Hättest du wirklich gewollt, dass wir ihr Königreich mit einer solchen Bitte beleidigen, während Morrighan hofft, eine bedeutende Allianz zu schmieden?«

»Ich bin kein Soldat in der Armee meines Vaters.«

Meine Mutter kam näher, strich mir über die Wange und flüsterte: »Doch, mein Liebling. Das bist du.«
Ein Schauer huschte über meinen Rücken.
Sie umarmte mich ein letztes Mal und trat zurück. »Es ist Zeit. Ich gehe den Hochzeitsumhang aus dem Gewölbe holen«, sagte sie und verließ den Raum.
Ich ging zum Schrank hinüber und riss die Türen auf; dann zog ich die unterste Schublade heraus und entnahm ihr ein grünes Samtsäckchen, in dem sich ein schmaler juwelenbesetzter Dolch befand. Er war ein Geschenk von meinen Brüdern zu meinem sechzehnten Geburtstag gewesen. Ein Geschenk, das ich nie hatte benutzen dürfen – jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit –, doch die Rückseite der Tür zu meinem Ankleidezimmer trug die Narben meiner heimlichen Übungen. Ich packte noch ein paar andere Habseligkeiten, wickelte sie in ein Hemd und verschnürte alles mit einem Band, damit nichts herausfallen konnte.
Pauline kehrte umgezogen zurück, und ich händigte ihr das kleine Paket aus.
»Ich kümmere mich darum«, sagte sie; diese Vorbereitungen in letzter Minute setzten ihr sichtlich zu und machten sie nervös. Sie verließ mein Gemach gerade, als meine Mutter mit dem Umhang kam.
»Worum kümmern?«, fragte meine Mutter.
»Ich habe ihr noch ein paar Dinge gegeben, die ich mitnehmen will.«
»Alles, was du brauchst, wurde gestern in Truhen fortgeschickt«, sagte sie, während sie quer durchs Zimmer auf mein Bett zuging.

»Ich hatte ein paar Sachen vergessen.«
Sie schüttelte den Kopf und erinnerte mich daran, dass der begrenzte Platz in der Kutsche kostbar war und dass die Reise nach Dalbreck lange dauern würde.
»Ich schaffe das schon«, entgegnete ich.
Sie breitete den Umhang sorgfältig auf meinem Bett aus. Er war im Gewölbe geplättet und aufgehängt worden, damit kein Fältchen seine Schönheit mindern konnte. Ich ließ meine Hand über den weichen Samt gleiten. Das Blau war so dunkel wie der Mitternachtshimmel, und die Rubine, Turmaline und Saphire entlang des Saums waren seine Sterne. Die Juwelen würden sich noch als nützlich erweisen. Es war Tradition, dass beide Elternteile gemeinsam der Braut den Umhang umgelegten, doch meine Mutter war allein zurückgekehrt.
»Wo ist …«, begann ich, doch dann hörte ich eine Armee von Stiefeltritten durch den Korridor hallen. Mein Herz wurde noch schwerer, als es ohnehin schon war. Er kam nicht allein, nicht einmal heute. Mein Vater betrat das Gemach flankiert vom Lord Vizeregent auf der einen und dem Kanzler sowie dem Königlichen Gelehrten auf der anderen Seite; diverse Speichellecker aus seinem Ministerrat folgten ihnen auf dem Fuß. Ich wusste, dass der Vizeregent nur seines Amtes waltete. Kurz nach der Unterzeichnung der Dokumente hatte er mich beiseitegenommen und gesagt, dass er sich als Einziger gegen diese Ehe ausgesprochen hatte; aber letztendlich war er ein strenger Pflichtmensch wie alle anderen auch. Ich konnte vor allem den Gelehrten und den Kanzler nicht leiden und das wussten sie ganz genau, aber ich fühlte mich deshalb nicht besonders schuldig, denn diese Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit.

Immer wenn ich in ihrer Nähe war, bekam ich Gänsehaut. Gerade so, als wäre ich soeben über eine Wiese voller blutsaugender Zecken gelaufen. Sie freuten sich wahrscheinlich mehr als jeder andere, mich loszuwerden.

Mein Vater kam auf mich zu, küsste mich auf beide Wangen und trat wieder zurück, um mich zu betrachten und schließlich tief zu seufzen: »Genauso schön wie deine Mutter am Tag unserer Hochzeit.«

Ich fragte mich, ob diese ungewohnte Zurschaustellung von Gefühlen für unser Publikum bestimmt war. Augenblicke der Zuneigung zwischen meiner Mutter und meinem Vater erlebte ich nur äußerst selten, aber jetzt bemerkte ich, dass sein Blick von mir zu ihr schweifte und dort verharrte. Meine Mutter erwiderte ihn, und ich versuchte zu verstehen, was da zwischen ihnen in der Luft hing. Liebe? Oder Bedauern über die verlorene Liebe und darüber, was hätte sein können? Diese Ungewissheit füllte eine seltsame Lücke in mir, und hundert Fragen brannten mir auf den Lippen; doch unter den Augen des Kanzlers und des Gelehrten und der ungeduldigen Entourage widerstrebte es mir, auch nur eine einzige davon zu stellen. Vielleicht war dies die Absicht meines Vaters.

Der Zeitwächter, ein rundlicher Mann mit Froschaugen, zog seine ständig präsente Taschenuhr hervor. Er und die anderen scheuchten meinen Vater herum, als wären sie es, die das Reich regierten, und nicht er. »Die Zeit drängt, Eure Majestät«, mahnte er.

Der Vizeregent sandte mir einen teilnahmsvollen Blick, nickte aber zustimmend. »Wir wollen die königliche Familie von Dalbreck bei diesem bedeutsamen Anlass nicht warten lassen.

Wie Ihr sehr wohl wisst, Eure Majestät, würde das nicht gut aufgenommen werden.«

Der Bann war gebrochen genau wie der Blick. Meine Mutter und mein Vater nahmen den Umhang auf, legten ihn mir um die Schultern und schlossen die Spange an meinem Hals. Dann schob mein Vater die Kapuze über meinen Kopf und küsste mich abermals auf jede Wange, diesmal allerdings viel zurückhaltender und auch nur, um dem Protokoll Genüge zu tun.

»Du erweist heute dem Königreich Morrighan einen großen Dienst, Arabella.«

Lia.

Er hasste den Namen Jezelia, weil ihn vor mir noch niemand in der königlichen Linie getragen hatte - *und auch niemand sonst*, wie er ins Feld führte, doch meine Mutter hatte ohne jede Erklärung darauf bestanden. In diesem Punkt war sie unnachgiebig geblieben. Es war wahrscheinlich das letzte Mal gewesen, dass mein Vater einem Wunsch von ihr entsprochen hatte. Ich hätte nie davon erfahren, wenn Tante Bernette nicht gewesen wäre, und sogar sie behandelte das Thema, das noch immer ein wunder Punkt zwischen meinen Eltern war, mit größter Vorsicht.

Ich forschte in Vaters Gesicht. Die flüchtige Zärtlichkeit von eben war verschwunden, seine Gedanken wandten sich wieder Staatsangelegenheiten zu; doch in der Hoffnung auf mehr hielt ich seinem Blick stand. Es kam nichts. Ich hob das Kinn, um mich größer zu machen. »Ja, ich erweise dem Königreich einen großen Dienst, wie es meine Pflicht ist, Eure Majestät. Schließlich bin ich ein Soldat in Eurer Armee.«

Er runzelte die Stirn und sah fragend zu meiner Mutter. Sie schüttelte den Kopf, stumm darum bittend, meinen Worten keine Beachtung zu schenken. Mein Vater, der immer zuerst König und dann Vater war, ließ meine Bemerkung auf sich beruhen, denn wie immer waren andere Angelegenheiten wichtiger. Er drehte sich um, sagte, dass wir uns in der Abtei sehen würden, und verließ mit seiner Entourage den Raum, da er seine Pflichten für den Moment erfüllt hatte. *Pflichten.* Dieses Wort hasste ich genauso wie *Tradition.*

»Bist du bereit?«, fragte meine Mutter, als auch die anderen den Raum verlassen hatten.

Ich nickte. »Aber ich muss noch etwas Persönliches erledigen, bevor wir gehen. Wir treffen uns im unteren Saal.«

»Ich kann doch …«

»Bitte, Mutter …« Zum ersten Mal brach mir die Stimme. »Ich brauche nur ein paar Minuten.«

Sie gab nach, und ich lauschte dem Hall ihrer einsamen Schritte, während sie sich auf dem Gang entfernte.

»Pauline?«, flüsterte ich.

Pauline schlüpfte durch das Ankleidezimmer in meine Kammer. Wir blickten uns an; Worte waren nicht notwendig, da wir genau wussten, was vor uns lag – jede Einzelheit dieses Tages hatten wir bereits in einer langen, schlaflosen Nacht durchgespielt.

»Es ist noch nicht zu spät, deine Meinung zu ändern. Bist du dir sicher?«, fragte Pauline, um mir eine letzte Gelegenheit für einen Rückzieher zu geben.

Sicher? Meine Brust schnürte sich unter Schmerzen zusammen, Schmerzen, die so stark und echt waren, dass ich mich fragte, ob Herzen tatsächlich brechen können. Oder war es Angst, die

mich quälte? Ich presste mir die Hand fest auf die Brust und versuchte, das Stechen zu lindern. Vielleicht war dies der Augenblick der Entscheidung. »Es gibt kein Zurück. Die Wahl wurde mir abgenommen«, antwortete ich. »Von diesem Moment an ist dies das Schicksal, mit dem ich leben muss, im Guten wie im Schlechten.«

»Ich bete, dass es im Guten sein möge.« Pauline nickte verständnisvoll.

Damit eilten wir den Gewölbegang entlang zum rückwärtigen Teil der Festung und dann die dunkle Dienstbotentreppe hinab. Wir begegneten niemandem – alle waren entweder unten in der Abtei mit Vorbereitungen beschäftigt oder warteten vor der Festung auf den königlichen Festzug zum großen Platz.

Wir traten durch eine kleine Holztür mit dicken schwarzen Scharnieren ins blendende Sonnenlicht; der Wind fuhr in unsere Kleider und riss mir die Kapuze vom Kopf. Mein Blick fiel auf das rückwärtige Festungstor, das nur für Jagden und heimliche Ausflüge benutzt wurde. Nun stand es wie befohlen offen.

Pauline führte mich über einen schlammigen Sattelplatz zu der im Schatten liegenden Mauer des Kutschenhauses, wo ein Stallbursche mit weit aufgerissenen Augen und zwei gesattelten Pferden auf uns wartete. Seine Augen wurden noch größer, als ich näherkam. »Eure Hoheit, Ihr sollt die Kutsche nehmen, die schon bereitsteht.« Er verschluckte sich fast an den Worten, die nur so aus ihm heraussprudelten. »Sie wartet an der Treppe vor der Festung. Wenn Ihr …«

»Die Pläne haben sich geändert«, sagte ich fest. Ich raffte mein Brautkleid zusammen, damit ich den Fuß in den Steigbügel schieben konnte. Dem strohblonden Burschen fiel die Kinnlade

herunter, als er mein einst so makelloses Kleid betrachtete. Der schlammbespritzte Saum beschmutzte jetzt auch meine Ärmel und das Spitzenmieder und – was wohl am schlimmsten war – den juwelenbesetzten Hochzeitsumhang.

»Aber –«

»Beeil dich! Deine Hand!«, herrschte ich ihn an und entriss ihm die Zügel. Er gehorchte und half Pauline aufs Pferd.

»Was soll ich ausrichten …«

Ich hörte nicht mehr, was er danach noch sagte, denn die trappelnden Pferdehufe stampften alle ausgesprochenen und unausgesprochenen Argumente in Grund und Boden. Einer Entscheidung folgend, die nie mehr ungeschehen zu machen war, die tausend Träume beendete und einen einzigen gebar, galoppierte ich mit Pauline an meiner Seite auf die Deckung des Waldes zu. Ich sah nicht ein einziges Mal zurück.

Kapitel drei – Der Prinz

Ich zog die Schnalle an meinem Bündel fest. Ich hatte genug für zwei Wochen dabei und ausreichend Geld in der Tasche, falls es länger dauern sollte. Sicher gab es einen Gasthof oder zwei auf dem Weg. Sie war wahrscheinlich noch nicht weit gekommen, vielleicht einen Tagesritt von der Festung aus.

»Ich kann das nicht zulassen.«

Ich lächelte Sven an. »Meinst du, dass du eine Wahl hast?«

Ich war nicht mehr sein junger Schutzbefohlener, dem er Schwierigkeiten ersparen konnte. Ich war erwachsen, fünf Zentimeter größer und fünfzehn Kilo schwerer als er und hatte

genug Enttäuschung in mir aufgestaut, um einen respektablen Gegner abzugeben.
»Ihr seid immer noch zornig. Es ist erst ein paar Tage her. Lasst noch ein paar mehr verstreichen.«
»Ich bin nicht zornig. Amüsiert vielleicht. Neugierig.«
Sven riss mir die Zügel meines Pferdes aus den Händen. »Ihr seid zornig, weil sie vor Euch auf die Idee gekommen ist.«
Manchmal hasste ich Seven. Für einen kampferprobten Haudegen war er zu einfühlsam. Ich schnappte mir die Zügel wieder. »Nur amüsiert. Und neugierig«, versicherte ich noch einmal.
»Das habt Ihr schon gesagt.«
»Das habe ich.« Ich legte meinem Pferd die Decke auf den Rücken, schob sie über den Widerrist und strich die Falten glatt.
Sven konnte nichts Amüsantes an meinem Unternehmen finden und fuhr damit fort, Gegenargumente aufzuzählen, während ich den Sattel zurechtrückte. Ich hörte kaum hin. Ich dachte nur daran, was für ein gutes Gefühl es wäre, *fort* zu sein. Mein Vater war außer sich, viel mehr, als ich es war, und behauptete, es sei ein vorsätzlicher Affront. *Welcher König hat seine eigene Tochter nicht im Griff?* Und das war noch eines seiner vernünftigeren Argumente.
Er und sein Ministerrat ließen bereits Truppen zur Verstärkung entlegener Garnisonen aufmarschieren, um Morrighan zu demonstrieren, wie entschlossene Stärke aussah. Die unsichere Allianz war über seinem Kopf zusammengebrochen. Aber schlimmer noch als das Imponiergehabe und die Verschwörungstheorien des Ministerrats waren die bekümmerten Blicke meiner Mutter. Sie sprach bereits davon, eine andere Braut in einem der

Geringeren Reiche oder sogar in den Reihen unseres Adels zu suchen, ohne überhaupt zu begreifen, worum es eigentlich ging. Ich schob den Fuß in den Steigbügel und schwang mich in den Sattel. Mein Pferd schnaubte und stampfte, denn es war so erpicht darauf wie ich loszukommen.

»Wartet!«, sagte Sven und vertrat mir den Weg. Eine törichte Aktion für jemanden, der so gut über Pferde Bescheid wusste – und besonders über meines. Er begriff und ging beiseite. »Ihr wisst ja nicht mal, wohin sie geflohen ist. Wie wollt Ihr sie finden?«

Ich hob die Augenbrauen. »Du unterschätzt deine eigenen Fähigkeiten, Sven. Denk daran: Ich habe vom Besten von allen gelernt.«

Ich konnte fast sehen, wie er sich selbst verwünschte. Er hatte mir das immer unter die Nase gerieben. Wenn meine Aufmerksamkeit abschweifte, hatte er mich in die Ohren gekniffen, als ich noch zwei Köpfe kleiner war als er, und mich daran erinnert, dass ich den besten Lehrer hätte und seine kostbare Zeit nicht vergeuden solle. Natürlich war uns beiden diese Ironie bewusst. Ich hatte wirklich den besten Lehrer gehabt. Sven hatte mir viel beigebracht. Man hatte mich ihm anvertraut, als ich acht Jahre alt gewesen war, mit zwölf wurde ich Fahnenjunker, schwor mit vierzehn auf die Fahne und war mit sechzehn ein vollwertiger Soldat. Ich hatte mehr Jahre unter Svens Vormundschaft verbracht als mit meinen eigenen Eltern. Ich war der vollkommene Soldat, was zu einem nicht unwesentlichen Teil sein Verdienst war; ein Soldat, der die anderen überflügelte, was es nur umso bitterer machte: Denn

ich war zugleich auch der vermutlich unerprobteste Soldat in unserer Geschichte.
Zu Svens Lektionen hatte das Pauken der königlichen Militärgeschichte gehört – die Leistungen dieses oder jenes meiner Vorfahren, und von denen gab es viele. Die Könige von Dalbreck hatten sich immer schon militärisch verdient gemacht – auch mein Vater. Er erwarb sich ganz rechtmäßig den Rang eines Generals, während sein eigener Vater noch auf dem Thron saß; doch weil ich der einzige Erbe des einzigen Erben war, hatte man meinen soldatischen Einsatz deutlich eingeschränkt. Ich hatte ja nicht einmal einen Cousin, der an meine Stelle hätte rücken können. Ich ritt mit einer Kompanie, erhielt aber nie die Erlaubnis, an vorderster Front zu kämpfen. Die Hitze des Gefechts hatte sich längst abgekühlt, wenn ich aufs Schlachtfeld kam, und selbst dann war ich noch von den Stärksten aus unserer Abteilung umgeben; als zusätzliche Lebensversicherung gegen feindliche Geschosse.
Zum Ausgleich hatte Sven – um jedes Gerücht über meinen Sonderstatus im Keim zu ersticken – mir stets die doppelte Dosis der schmutzigsten und niedrigsten Arbeiten in unserer Abteilung verabreicht: vom Ausmisten der Ställe über das Polieren seiner Stiefel bis hin zum Aufladen und Abtransportieren der Toten vom Schlachtfeld. Ich hatte nie Groll in den Gesichtern meiner Kameraden gesehen oder aus ihrem Mund vernommen, immer nur jede Menge Mitleid. Ein Soldat, der nicht zum Einsatz kam, war kein Soldat, ganz egal, wie gut er ausgebildet war.
Sven stieg auf sein Pferd und ritt an meine Seite. Ich wusste, dass er nicht weit kommen würde. Wie sehr er meine Pläne auch

verteufelte – immerhin war genau das seine Pflicht und er daran gebunden –, er war doch auch den starken Banden verpflichtet, die wir im Laufe der gemeinsamen Jahre geknüpft hatten.

»Wie werde ich erfahren, wo Ihr seid?«

»Gar nicht. Das ist doch mal was Neues, oder?«

»Und was soll ich Euren Eltern sagen?«

»Sag ihnen, dass ich zum Jagdhaus geritten bin, um dort schmollend den Sommer zu verbringen. Das sollte ihnen gefallen. Es ist ein hübsch sicherer Hafen.«

»Den ganzen Sommer über?«

»Wir werden sehen.«

»Es könnte etwas passieren.«

»Ja, es könnte etwas passieren. Ich hoffe es sogar. So wirst du mich nicht überzeugen, ist dir das klar?«

Ich beobachtete aus dem Augenwinkel, dass er meine Ausrüstung begutachtete; ein Zeichen dafür, dass er sich tatsächlich mit meinem Aufbruch ins Ungewisse abgefunden hatte. Wenn ich nicht der Thronerbe gewesen wäre, hätte er keinen zweiten Gedanken daran verschwendet. Er wusste, dass er mich auf das Schlimmste und das Unerwartete vorbereitet hatte. Meine Fähigkeiten waren erwiesen – zumindest in Übungskämpfen. Er grunzte, wie um widerstrebend seine Zustimmung zu signalisieren. Vor uns lag eine enge Schlucht, in der die beiden Pferde nebeneinander keinen Platz mehr hatten, und ich wusste, dass er sich dort von mir trennen würde. Der Tag neigte sich ohnehin bereits dem Ende entgegen.

»Werdet Ihr sie zur Rede stellen?«

»Nein. Ich werde wahrscheinlich nicht einmal mit ihr sprechen.«

»Gut. Besser, wenn Ihr es nicht tut. Und wenn, dann achtet auf das ›r‹ und das ›l‹. Sie verraten, aus welcher Gegend Ihr kommt.«

»Schon notiert«, sagte ich, um ihm zu versichern, ich hätte an alles gedacht; doch dieses Detail war mir entgangen.

»Wenn Ihr mir eine Nachricht schicken müsst, schreibt sie in der alten Sprache für den Fall, dass sie abgefangen wird.«

»Ich werde keine Nachrichten schicken.«

»Was immer Ihr tut, sagt ihr nicht, wer Ihr seid. Das Erscheinen eines Staatsoberhaupts von Dalbreck auf dem Boden von Morrighan könnte als kriegerische Handlung interpretiert werden.«

»Du verwechselst mich mit meinem Vater, Sven. Ich bin kein Staatsoberhaupt.«

»Ihr seid der Thronerbe und der Stellvertreter Eures Vaters. Macht die Sache nicht noch schlimmer für Dalbreck und Eure Kampfgefährten.«

Wir verstummten.

Warum ging ich überhaupt? Was sollte das Ganze, wenn ich sie nicht zurückbrachte oder nicht einmal mit ihr sprach? Ich wusste, dass diese Gedanken in Svens Kopf umgingen, aber es war dennoch nicht so, wie er meinte. Ich war nicht wütend, weil sie sich aus dem Staub gemacht hatte, bevor ich es tat. Ich war schon vor langer Zeit auf dieselbe Idee gekommen, gleich als mir diese Heirat von meinem Vater nahegelegt worden war; aber er hatte mich davon überzeugt, dass dieser Bund zum Wohle Dalbrecks war und alle wegschauen würden, wenn ich

beschloss, mir nach der Hochzeit eine Geliebte zu nehmen. Ich war zornig, weil sie den Mut gehabt hatte zu tun, was ich nicht getan hatte. Wer war dieses Mädchen, das zwei Königreichen eine lange Nase drehte und machte, was ihm gefiel? Das wollte ich wissen.

Als wir uns der Schlucht näherten, durchbrach Sven das Schweigen. »Es geht um die Nachricht, oder?«

Einen Monat vor der Hochzeit hatte Sven mir einen Brief von der Prinzessin überbracht. Eine geheime Nachricht. Sie war noch versiegelt gewesen, als Sven sie mir aushändigte. Seine Augen hatten nie gesehen, was darin stand. Ich hatte sie gelesen und ignoriert; was ich wahrscheinlich nicht hätte tun sollen.

»Nein, ich gehe nicht wegen einer Nachricht.« Ich zog kurz am Zügel, damit mein Pferd stehen blieb, und wandte mich ihm zu. »Weißt du, Sven, hier geht es nicht wirklich um Prinzessin Arabella.«

Er nickte. Es hatte sich schon lange angekündigt. Er streckte die Hand aus und klopfte mir auf die Schulter. Dann, ohne ein weiteres Wort, wendete er sein Pferd Richtung Dalbreck. Ich ritt weiter, durch die Schlucht, aber nach ein paar Meilen griff ich in mein Wams und holte die Nachricht aus der Brusttasche hervor. Ich sah auf die hastig hingekritzelten Buchstaben. Dies war alles andere als ein königliches Sendschreiben.

Ich möchte Euch vor unserem Hochzeitstag in Augenschein nehmen.

Ich steckte die Nachricht zurück in die Tasche.

Ganz wie sie wollte.

Kapitel vier – Der Attentäter

»Ich würde es mit Freuden selbst tun, aber ich muss zu meinen Pflichten in Venda zurückkehren. Du wirst an einem Tag hinein- und wieder hinausreiten. Sie ist schließlich nur eine Blaublütige. Du weißt, wie sie sind. Außerdem ist sie erst siebzehn. Wie schwer kann es schon sein, sie zu finden?«

Die geringe Meinung des Komizars über das Königshaus hatte mich zum Schmunzeln gebracht, aber eine Antwort war nicht nötig gewesen. Wir wussten beide, dass es leicht werden würde. Ein panisches Beutetier machte sich nicht die Mühe, seine Spuren zu verwischen. Der Komizar hatte Aufträge wie diesen schon viele Male erledigt. Er war es, der mich ausgebildet hatte.

»Es wird einfach sein, warum kann ich nicht gehen?«, hatte sich Eben beschwert.

»Dieser Auftrag ist nichts für dich«, hatte ich geantwortet.

Eben brannte darauf, sich zu beweisen. Er war sowohl in ihrer Sprache als auch im Umgang mit dem Messer geübt, und da er klein und kaum zwölf war, konnte er als Kind durchgehen – besonders seine traurigen braunen Augen und sein Engelsgesicht hatten den Vorteil, dass sie sofort jeden Verdacht zerstreuten. Aber es war ein Unterschied, ob man auf dem Schlachtfeld tötete oder ein Mädchen im Schlaf abstach. Er war noch nicht so weit. Er würde vielleicht zögern, wenn er ihren erstaunten Blick sah. Das war der schwerste Moment, in dem man nicht zaudern durfte. Es gab keine zweite Chance. Der Komizar hatte das deutlich gemacht.

»Eine Allianz zwischen Morrighan und Dalbreck könnte all unsere Anstrengungen zunichtemachen. Schlimmer noch, das

Mädchen soll eine Siarrah sein. Vielleicht glauben wir nicht an diese Zauberdinge, aber andere sehr wohl; es könnte ihnen Mut machen, oder unsere Leute könnten Angst bekommen. Wir können das nicht riskieren. Ihre Flucht ist ihr Pech und unser Glück. Hineinschleichen, hinausschleichen – deine Spezialität. Und wenn du es wie das Werk Dalbrecks aussehen lassen kannst, umso besser. Ich weiß, dass du deine Pflicht tun wirst. Das tust du immer.«

Ja, ich tat immer meine Pflicht. Weit vor uns gabelte sich der Weg, und Eben erkannte seine letzte Chance, noch einmal für sich zu werben. »Ich verstehe immer noch nicht, warum nicht ich gehen soll. Ich beherrsche die Sprache genauso gut wie du.«

»Und auch alle Dialekte?«, fragte ich.

Bevor er antworten konnte, streckte Griz die Hand aus und gab ihm einen Klaps auf den Hinterkopf. Eben jaulte auf, was Gelächter in den Reihen der anderen Männer aufbranden ließ.

»Der Komizar will, dass er es erledigt, nicht du!«, rief Griz. »Hör auf zu flennen!« Und Eben verstummte für den Rest des Ritts.

Wir erreichten die Stelle, an der sich unsere Wege trennten. Griz und seine drei Leute hatten ihre eigenen Sonderbegabungen. Sie würden sich durch den nördlichsten Teil Morrighans schlagen, wo das Königreich törichterweise seine Kräfte gebündelt hatte. Sie würden ihre eigenen Zeichen der Verwüstung hinterlassen. Nicht so blutig wie ich, aber genauso gewinnbringend. Ihre Arbeit würde jedoch beträchtlich länger dauern, was hieß, dass ich »frei« hatte, wie Griz es ausdrückte. Ich würde in einem vorgesehenen Lager in den Cam

Lanteux auf sie wartete, damit wir gemeinsam nach Venda zurückkehren konnten. Dabei wusste er so gut wie ich, dass die Cam Lanteux alles andere als ein Vergnügen waren.
Ich sah zu, wie sie ihrer Wege ritten; Eben saß zusammengesunken im Sattel.
Dieser Auftrag ist nichts für dich.
Hatte ich genauso darauf gebrannt, dem Komizar zu gefallen, als ich so alt war wie Eben?
Ja.
Es war erst eine Handvoll Jahre her, aber es fühlte sich wie zwei Leben an.
Der Komizar war nicht einmal ein Dutzend Jahre älter als ich und selbst kaum ganz erwachsen, als er Herrscher über Venda wurde. Damals nahm er mich unter seine Fittiche. Er rettete mich vor dem Hungertod. Rettete mich vor vielen Dingen, die ich zu vergessen versucht hatte. Er gab mir, was die Meinen mir nicht gegeben hatten. Eine Chance. Ich habe nie aufgehört, mich dafür zu revanchieren. Es gibt Dinge, für die kann man sich nie revanchieren.
Aber das hier wäre ein erstes Mal, selbst für mich. Nicht, dass ich nicht schon früher im Dunkel der Nacht Kehlen aufgeschlitzt hätte, aber diese Kehlen hatten immer Soldaten, Verrätern oder Spionen gehört. Ich hatte gewusst, dass ihr Tod das Überleben meiner Kameraden bedeutete, und dennoch raubten mir ihre erstaunten Augen jedes Mal, wenn meine Klinge über ihre Kehle fuhr, einen Teil meiner Seele.
Ich hätte Eben selbst eine Ohrfeige verpasst, wenn er das Thema noch einmal angeschnitten hätte. Er war zu jung, um sich selbst zu verlieren.

Hineinschleichen, hinausschleichen. Und dann auf ins Vergnügen.

Kapitel fünf

Terravin lag gleich hinter der nächsten Biegung – zumindest sagte Pauline das nun schon zum hundertsten Mal. Doch ihre begeisterte Vorfreude sprang auf mich über, während sie Landmarken wiedererkannte. Wir passierten einen gewaltigen Baum, in dessen Rinde die Namen von Liebenden eingeritzt waren; dann, ein Stück weiter, einen Halbkreis aus stummeligen Marmorresten, die wie die krummen und schiefen Zähne im Mund eines alten Mannes aussahen; und endlich, in weiter Ferne, krönte eine blau schimmernde Zisterne einen Hügel, umgeben von einem Hofstaat aus Wacholderbäumen. Diese Anzeichen verhießen, dass wir nun bald da waren.

Es hatte uns zehn Tage gekostet, so weit zu kommen, aber wir hätten es schneller geschafft, wenn wir uns nicht zwei Tage lang mit Umwegen aufgehalten hätten, um eine falsche Fährte zu legen für den Fall, dass uns mein Vater verfolgen ließ.

Pauline war bereits entsetzt gewesen, als ich mein teures Hochzeitskleid zusammengeknüllt und in ein Brombeergestrüpp geworfen hatte, aber es war ihr zutiefst zuwider, als ich mit meinem Dolch die Juwelen vom Hochzeitsmantel abschnitt und seine jämmerlichen Überreste an einem Holzklotz befestigt den Fluss hinabschickte. Sie schlug drei Bußzeichen für mich. Wenn der Mantel von jemandem gefunden würde, der ihn erkannte, würde man glauben, ich sei ertrunken. Dafür, dass ich meinen Eltern diese furchtbare Nachricht zumuten wollte, hätte ich

eigentlich selbst Buße tun müssen; aber dann fiel mir wieder ein, dass sie bereit gewesen waren, ihre eigene Tochter nicht nur zu einem Mann zu schicken, den sie nicht liebte, sondern auch in ein Königreich, dem sie selbst nicht vollkommen vertrauten. Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter und sagte nichts, aber ich war wie befreit, als der Mantel davonschwamm, den meine Mutter, Großmutter und die Mütter davor getragen hatten.

In Luiseveque, einer großen Stadt, für die wir einen etwa zweistündigen Umweg in Kauf nahmen, tauschten wir die Edelsteine gegen Münzen ein. Drei blaue Saphire bekam der Händler als Zugabe dafür, dass er vergaß, woher sie kamen. Es fühlte sich wunderbar böse und aufregend an, das zu tun, und sobald wir wieder unterwegs waren, brachen wir in Gelächter über unsere Verwegenheit aus. Der Händler hatte uns angesehen, als wären wir Diebinnen, aber da der Handel zu seinen Gunsten ausfiel, sagte er nichts.

Von dort aus ritten wir ein Stück zurück, und einige Meilen weiter schlugen wir wieder den Weg Richtung Osten ein. Am Rand eines kleinen Dorfes hielten wir an einem Bauernhaus an und tauschten bei einem überraschten Bauern unsere wertvollen Ravianer gegen drei Esel ein. Für sein Schweigen steckten wir ihm außerdem eine nicht unbeträchtliche Menge Münzen zu.

Zwei Mädchen, die in Terravin auf Rössern mit dem Brandzeichen der Ställe von Morrighan einritten, würden gewiss Aufmerksamkeit erregen, und das konnten wir uns nicht leisten. Wir brauchten keine drei Esel, aber der Bauer bestand darauf, dass der dritte ohne die beiden anderen verloren sei; wir fanden heraus, dass er recht hatte, denn das Tier trottete

dicht hinter uns her, ohne dass wir auch nur an seinem Seil zu ziehen brauchten. Otto, Nove und Dieci hatte der Bauer sie genannt. Ich ritt Otto, den größten der drei – einen großen braunen Burschen mit einer weißen Nase und langen Wuschelfransen zwischen den Ohren. Nach den Hunderten Meilen, die wir hinter uns gebracht hatten, starrte unsere Reitkleidung vor Schmutz, und unsere weichen Lederstiefel waren so schlammverkrustet, dass man uns leicht übersehen konnte. Niemand würde uns eines zweiten Blickes würdigen, und genau das war es, was ich bezweckte. Ich wollte nicht zulassen, dass irgendetwas den Traum von Terravin zunichtemachte.

Ich wusste, dass wir nun ganz nah waren. Irgendetwas hatte sich verändert, die Luft, das Licht; ich konnte nicht benennen, was genau es war, aber es durchströmte mich wie eine warme Stimme, die mir *zu Hause, zu Hause* zuflüsterte. Albern, das war mir klar. Terravin war nie mein Zuhause gewesen, aber vielleicht würde es das ja werden.

Auf dieser letzten Etappe schlug mein Magen plötzlich Purzelbäume vor Angst, dass ich etwas Verräterisches hören könnte wie das Donnern von Hufen hinter uns. Was die Spurenleser meines Vaters mit mir anstellen könnten, war das eine, aber was sie mit Pauline machen würden, war etwas anderes. Wenn man uns schnappen würde, hatte ich mir die Notlüge zurechtgelegt, dass ich Pauline gezwungen hatte, mir zu helfen. Ich musste nur noch Pauline dazu überreden, ebenfalls an dieser Geschichte festzuhalten, denn sie war nun einmal eine grundehrliche Seele.

»Da! Schau! Zwischen den Bäumen!«, rief Pauline und deutete in die Ferne. »Das blaue Band! Das ist die Bucht von Terravin!«
Ich strengte mich an, aber ich konnte nichts sehen, nur dichten Kiefernwald, ein Eichengehölz und die grasbewachsenen braunen Hügel dazwischen. Ich drängte Otto vorwärts, als würde das etwas bringen bei einem Tier, das nur eine Geschwindigkeit kannte. Dann, als wir um eine Wegbiegung kamen, kam nicht nur die Bucht, sondern auch das gesamte Fischerstädtchen Terravin in Sicht.
Es war genau die Perle, als die Pauline es mir beschrieben hatte.
Mein Magen schlug einen Purzelbaum.
Ein Halbkreis aus Aquamarin, auf dem rote und gelbe Boote schaukelten, einige davon mit prallen weißen Segeln, andere mit großen Schaufelrädern, die das Wasser hinter ihnen aufwühlten. Wieder andere hinterließen Schaumspuren von Ruderblättern, welche an beiden Seiten ins Wasser tauchten. Sie alle wirkten aus dieser Entfernung so klein, dass sie die Spielzeugschiffchen eines Kindes hätten sein können. Aber ich wusste, dass Menschen sie bemannten, dass sich dort Fischer voller Freude zuriefen, was sie gefangen hatten, und dass der Wind ihre Stimmen trug, von ihren Siegen erzählte und ihre Geschichten atmete. Am Strand, auf den einige von ihnen zuliefen, lag ein langer Kai mit noch mehr Booten und Menschen, die sich klein wie Ameisen emsig hin und her, hinauf und hinunter bewegten. Außerdem – und das war vielleicht das Allerschönste – umrahmten Häusern und Geschäften die Bucht, die in bunten Farben gestrichen waren. Traubenblau, Kirschrot, Orange, Zitronengelb, Limettengrün, so krochen sie die Hügel

hinauf – eine riesige Obstschüssel mit der Bucht von Terravin in der Mitte und am Ende ein dunkelgrüner Wald, der seine Ausläufer wie Finger den Hügeln hinabstreckten, um das bunte Geschenk entgegenzunehmen.

Nun verstand ich, warum es immer Paulines Traum gewesen war, in die Heimat ihrer Kindertage zurückzukehren, der sie nach dem Tod ihrer Mutter entrissen worden war. Sie war zu einer entfernten Tante im Norden geschickt, und, als die Tante krank wurde, einer zweiten Tante übergeben worden, die sie nicht einmal kannte – der Zofe meiner Mutter. Paulines Leben war immer das eines Gastes gewesen, aber endlich war sie wieder bei ihren Wurzeln angekommen, zu Hause. Es war ein Ort, von dem ich auf den ersten Blick wusste, dass er auch mein Zuhause sein könnte, ein Ort, an dem die Person, die ich hätte sein sollen, keine Bedeutung hatte. *Wenn doch nur mein Bruder Bryn hier wäre, um das zusammen mit mir zu sehen!* Er liebte das Meer.

Paulines Stimme durchbrach schließlich meine Gedanken. »Stimmt etwas nicht? Du hast noch kein Wort gesagt. Was denkst du?«

Ich sah zu ihr. Meine Augen brannten. »Ich denke … wenn wir uns beeilen, könnten wir noch vor dem Abendessen ein Bad nehmen.« Ich gab Otto einen Klaps auf die Kruppe. »Wer zuerst im Wasser ist!«

Pauline wollte sich nicht ausstechen lassen, und mit einem wilden Schrei und einem Stups in die Rippen brachte sie ihren Esel dazu, meinen im Galopp zu überholen.

Unsere Waghalsigkeit wurde auf die Probe gestellt, als wir auf die Durchgangsstraße einschwenkten, die sich durch das Städtchen schlängelte. Wir steckten unser Haar unter unsere

Kappen und zogen uns diese tief ins Gesicht. Terravin war klein und abgelegen, aber nicht so isoliert, dass die königliche Garde oder ein Verfolger hier nicht hätte Zwischenstation einlegen können. Aber selbst mit dem Kinn auf der Brust nahm ich noch alles in mich auf. Diese Wunder! Diese Geräusche! Diese Gerüche! Selbst das Klackern der Eselshufe auf den rot gepflasterten Straßen klang wie Musik. Es war in jeder Hinsicht anders als Civica.

Wir kamen an einem Platz vorüber, auf dem ein gewaltiger Feigenbaum Schatten spendete. Kinder übten Seilspringen unter seinem gewaltigen Schirmdach, Musiker spielten Flöte und Bandoneon und erfreuten die Einwohnern, die sich an kleinen Tischen rings um den Platz unterhielten, mit fröhlichen Melodien.

Ein Stück weiter quollen Handelswaren aus den Läden bis auf die angrenzenden Bürgersteige. Ein Regenbogen aus Schals bauschte sich vor einem Geschäft in der Brise, und vor einem anderen waren Steigen mit frischen, glänzenden Auberginen, gestreiften Kürbissen, federbuschigem Fenchel und dicken, violetten Steckrüben in ordentlichen, leuchtenden Reihen ausgestellt. Selbst der Anglerladen war in einem heiteren Himmelblau gehalten. Gedeckten Schattierungen wie in Civica waren nirgends zu finden. Hier sprühte alles vor Farbe.

Niemand sah uns an. Wir tauchten zwischen den anderen Passanten unter. Wir waren nur zwei weitere Arbeiterinnen auf dem Heimweg nach einem langen Tag im Hafen oder vielleicht auch nur müde Fremde, die nach einem freundlichen Gasthof suchten. In unseren Hosen und Kappen sahen wir wahrscheinlich mehr wie dürre Männer aus. Ich musste mir ein Lächeln

verkneifen, während ich das Städtchen betrachtete, das Pauline so viele Male beschrieben hatte. Doch mein Lächeln schwand, als ich die drei königlichen Gardisten erblickte, die sich uns hoch zu Ross näherten. Pauline entdeckte sie ebenfalls und zerrte am Zügel, doch ich raunte ihr einen gedämpften Befehl zu: »Weiterreiten. Kopf nach unten.«

Wir setzten unseren Ritt fort, auch wenn ich mir nicht sicher war, ob wir beide noch atmeten. Die Soldaten scherzten miteinander, und ihre Pferde schritten in gemächlichem Tempo einher. Ein Karren, den ein weiterer Soldat lenkte, rumpelte hinter ihnen drein.

Sie sahen nicht in unsere Richtung, und Pauline seufzte erleichtert auf, als sie vorüber waren. »Das hatte ich ganz vergessen. Trocken- und Räucherfisch. Einmal im Monat kommen sie von einem östlichen Vorposten, um ihre Vorräte aufzustocken, aber vor allem wegen dem Fisch.«

»Nur einmal im Monat?«, flüsterte ich.

»Ich glaube schon.«

»Dann ist der Zeitpunkt günstig. Wir werden uns eine Weile nicht mehr den Kopf über sie zerbrechen müssen. Aber sie würden mich sowieso nicht erkennen.«

Pauline ließ sich einen Moment Zeit, um mich zu mustern, dann rümpfte sie die Nase. »Niemand würde dich erkennen, außer vielleicht die Schweine zu Hause.«

Wie aufs Stichwort iahte Otto. Wir mussten lachen und beeilten uns, zu unserem warmen Bad zu kommen.

Ich hielt den Atem an, als Pauline an die niedrige Hintertür des Gasthofs klopfte. Sie schwang unverzüglich auf, aber wir

wurden nur von dem knappen Winken eines Arms begrüßt, während die dazugehörige Frau schon wieder davoneilte und uns über die Schulter zurief: »Stell es da hin! Auf den Klotz!« Und schon war sie wieder zurück an einem gewaltigen Steinherd und holte mit einer Holzschaufel Fladenbrote aus dem Ofen. Pauline und ich rührten uns nicht, was endlich die Aufmerksamkeit der Frau erregte. »Ich sagte doch …«

Sie drehte sich um und runzelte die Stirn, als sie uns sah. »Hmpf. Ihr bringt mir wohl keinen Fisch, hä? Zwei Bettlerinnen, nehme ich an.« Sie bewegte sich auf einen Korb an der Tür zu. »Nehmt euch einen Apfel und ein Brot, und dann fort mit euch. Kommt wieder, wenn hier kein Hochbetrieb mehr herrscht, und ich gebe euch etwas von dem heißen Eintopf.«

Ihre Aufmerksamkeit war bereits weitergewandert; sie antwortete jemandem, der sie aus dem Schankraum rief. Ein großer, schlaksiger Junge stolperte durch eine Schwingtür, ein Stück Sackleinen auf dem Arm, aus dem der Schwanz eines Fischs wippte. »Schwachkopf! Wo ist mein Kabeljau? Soll ich mit einem Barsch Eintopf machen?« Sie entriss ihm den Fisch dennoch, knallte ihn auf den Hackblock und köpfte ihn mit einem einzigen entschlossenen Hieb ihres Hackmessers. Ich vermutete, dass es der Barsch wohl doch tun würde.

Das also war Berdi. Paulines Amita. Ihr Tantchen. Keine Blutsverwandte, aber die Frau, die Paulines Mutter Arbeit und ein Dach über dem Kopf gegeben hatte, als ihr Mann gestorben war und die mittellose Witwe ein kleines Kind durchzufüttern hatte.

In Sekundenschnelle wurde der Fisch von geschickten Händen ausgenommen und entgrätet und landete in einem kochenden

Kessel. Während sie ihre Schürze raffte, um sich die Hände daran abzuwischen, sah sie mit erhobener Augenbraue zu uns zurück. Sie blies sich eine graumelierte Locke aus der Stirn. »Immer noch da? Ich dachte, ich hätte euch –«

Pauline machte zwei Schritte vorwärts und zog die Kappe vom Kopf, sodass ihr langes honigfarbenes Haar um ihre Schultern herabfiel. »Amita?«

Ich sah, wie das ausdrucksvolle Gesicht der alten Frau leer wurde. Sie trat einen Schritt näher und blinzelte. »Paulinchen?«

Pauline nickte.

Berdi öffnete die Arme und riss Pauline an ihren Busen. Nach vielen Umarmungen und nur halb zu Ende gebrachten Sätzen konnte sich Pauline losmachen und wandte sich mir zu. »Und das ist meine Freundin Lia. Ich fürchte, wir beide sind in Schwierigkeiten.«

Berdi rollte die Augen und schmunzelte. »Es wird schon nicht so schlimm sein, dass ein Bad und eine gute warme Mahlzeit es nicht richten könnten.«

Sie stürzte auf die Schwingtür zu, schob sie auf und rief Befehle. »Gwyneth! Essen für fünf. Enzo wird dir helfen.« Sie wandte sich schon wieder ab, noch bevor die Tür zurückschwang, und mir fiel auf, wie wendig sie für eine Frau ihres Alters war, die den unübersehbaren Beweis dafür, wie schmackhaft ihre Kochkünste waren, um die Körpermitte trug. Ich hörte ein undeutliches Stöhnen durch die Tür zum Schankraum hereindringen und das Scheppern von Geschirr. Berdi ignorierte es. Sie führte uns zur Hintertür aus der Küche hinaus. »Dieser Schwachkopf – das ist Enzo. Er hat Potenzial, aber er ist so

faul wie der Tag lang. Kommt nach seinem trägen Vater. Gwyneth und ich arbeiten daran. Er wird schon werden. Und Hilfe ist schwer zu bekommen.«

Wir folgten ihr einige bröckelnde Steinstufen hinauf, die in den Hügel hinter dem Gasthof gehauen waren. Dann führte uns Berdi auf einem verschlungenen, laubübersäten Pfad zu einer dunklen Hütte, die in einiger Entfernung stand. Der Wald begann gleich dahinter. Sie wies auf einen gewaltigen Bottich, der auf einer erhabenen Herdstelle aus Ziegeln simmerte. »Aber er kriegt es hin, dass das Feuer nicht ausgeht, sodass die Gäste ein heißes Bad nehmen können. Und das ist das Erste, was ihr beiden braucht.«

Als wir näherkamen, hörte ich das leise Rauschen von Wasser, das sich irgendwo im Wald hinter der Hütte verbarg. Ich erinnerte mich an das Flüsschen, das Pauline mir beschrieben hatte, das Ufer, an dem sie mit ihrer Mutter umhergetollt war und Steine über die glatte Wasseroberfläche hatte flitschen lassen.

Berdi führte uns in die Hütte, entschuldigte sich für den Staub und erklärte, dass das Dach undicht sei und der Raum inzwischen nur noch für überzählige Gäste wie uns genutzt wurde. Der Gasthof war voll belegt, und die einzige Alternative war die Scheune. Sie entzündete eine Laterne und schob eine große Kupferwanne, die in einer Ecke verstaut war, in die Mitte des Raums. Sie hielt inne, und als sie sich mit dem Saum ihrer Schürze über die Stirn wischte, zeigte sie zum ersten Mal Anzeichen von Erschöpfung.

»Also, in welcher Art von Schwierigkeiten können zwei junge Mädchen wie ihr schon stecken?« Ihr Blick fiel auf unsere

Taillen, und sie setzte rasch hinzu: »Nicht in Schwierigkeiten mit *Männern*, oder?«

Pauline wurde rot. »Nein, Amita, nichts dergleichen. Es sind genau genommen nicht einmal Schwierigkeiten. Zumindest müssen es keine werden.«

»Eigentlich sind es meine Schwierigkeiten.« Ich machte einen Schritt nach vorn und ergriff zum ersten Mal das Wort.

»Pauline hat mir nur geholfen.«

»Aha. Du hast also eine Stimme.«

»Vielleicht solltest du dich setzen, damit ich –«

»Spuck es einfach aus, Lia! Lia, das war doch dein Name, oder? Es gibt nichts, was ich nicht schon gehört hätte.«

Sie stand breitbeinig neben der Badewanne, den Eimer in der Hand, und wartete auf eine kurze und bündige Erklärung. Ich beschloss, sie ihr zu geben. »Stimmt. Lia. Prinzessin Arabella Celestine Idris Jezelia, Erste Tochter des Hauses Morrighan, um genau zu sein.«

»Ihre Königliche Hoheit«, fügte Pauline kleinlaut hinzu.

»Ex-Königliche Hoheit«, stellte ich klar.

Berdi neigte den Kopf zur Seite, als hätte sie nicht ganz richtig gehört; dann erblasste sie. Sie streckte die Hand nach dem Bettpfosten aus und ließ sich auf die Matratze sinken.

»Was soll das alles heißen?«

Pauline und ich wechselten uns ab, als wir es ihr erklärten. Berdi sagte nichts, was vermutlich ganz und gar nicht ihre Art war, und ich sah, dass Pauline in Anbetracht von Berdis Schweigen immer unbehaglicher zumute wurde.

Als es nichts mehr zu sagen gab, tat ich einen Schritt auf sie zu. »Wir sind uns sicher, dass uns niemand gefolgt ist. Ich

kenne mich ein wenig mit Spurenlesen aus, mein Bruder ist ausgebildeter Kundschafter in der königlichen Garde. Aber wenn dir meine Anwesenheit unangenehm ist, reite ich weiter.«
Berdi saß eine Weile einfach nur da, als müsste ihr erst dämmern, dass alle unsere Ausführungen wirklich wahr waren; dabei hob sich eine ihrer Augenbrauen in einer eigenartig kurvigen Linie. Sie stand auf. »Verfluchte Hölle, ja, deine Anwesenheit ist mir unangenehm! Aber habe ich irgendetwas von Weiterreiten gesagt? Ihr beide bleibt genau hier. Ich kann euch nur nicht –«
Ich konnte ihre Gedanken förmlich lesen und unterbrach sie. »Weder erwarte noch wünsche ich besondere Aufmerksamkeit. Ich bin hierhergekommen, weil ich ein richtiges Leben haben will. Und wie ich weiß, bedeutet das auch, dass ich mir meinen Lebensunterhalt selbst verdienen muss. Egal, welche Arbeit du für mich hast, ich will sie gern tun.«
Berdi nickte. »Um diesen Teil kümmern wir uns später. Jetzt müssen wir euch beide baden und abfüttern.« Sie rümpfte die Nase. »In dieser Reihenfolge.«
»Noch etwas.« Ich knöpfte mein Hemd auf, drehte mich um und ließ den Stoff bis zur Taille fallen. Ich hörte, wie sie den Atem anhielt, als sie mein kunstvolles Hochzeitskavah sah. »Das muss so schnell wie möglich von meinem Rücken verschwinden.«
Ich hörte, dass sie näher trat, und spürte ihre Finger auf meinem Rücken. »Die meisten Kavahs halten nicht länger als ein paar Wochen, aber bei diesem hier … könnte es etwas länger dauern.«
»Sie haben die besten Künstler und Farben genommen.«

»Ein gründliches Schwitzbad jeden Tag wird helfen«, meinte sie. »Und ich bringe euch eine Bürste und starke Seife.«
Ich zog mein Hemd wieder über und dankte ihr. Pauline umarmte sie, bevor sie ging, und hob dann den Eimer vom Boden hoch.
»Du zuerst, Hoh–«
»Hör auf!« Ich riss ihr den Eimer aus der Hand. »Von heute an gibt's keine *Hoheit* mehr. Dieser Teil meines Lebens liegt für immer hinter mir. Ich bin jetzt nur noch Lia. Hast du das verstanden, Pauline?«
Unsere Blicke begegneten sich. Das war es. Wir beide begriffen, dass dies der wahre Neubeginn war, den wir geplant hatten. Der, auf den wir beide gehofft hatten, obwohl wir nicht sicher waren, ob es ihn jemals geben würde. Nun war er da. Sie lächelte und nickte.
»Und die Erste bist du«, fügte ich hinzu.
Pauline packte unsere wenigen Habseligkeiten aus, während ich mehrmals hin und her ging, um die Wanne mit heißem Wasser zu füllen. Ich schrubbte Paulines Rücken genauso, wie sie meinen schon so viele Male geschrubbt hatte; aber als sie wohlig das warme Nass genoss, die Lider schwer vor Erschöpfung, beschloss ich, mein Bad im Bach zu nehmen, damit sie diesen Luxus so lange auskosten konnte, wie sie wollte. Ich würde ohnehin niemals in der Lage sein, mich für alles zu revanchieren, was sie für mich getan hatte. Dieses kleine Opfer brachte ich gern.
Nach schwachem Protest erklärte sie mir den kurzen Weg, der hinter unserer Hütte zum Bach führte, und ermahnte mich, im seichten Wasser zu bleiben. Sie sagte, es gebe dort einen kleinen, geschützten Tümpel, der von dichtem Gebüsch vor

Blicken geschützt war. Ich versprach zweimal, wachsam zu sein, obwohl sie bereits eingeräumt hatte, dass sie den Tümpel immer nur verlassen erlebt hatte. Um die Abendbrotzeit würde ich ohne Zweifel allein dort sein.

Ich fand die Stelle, zog mich rasch aus und ließ meine schmutzigen Kleider und eine frische Garnitur im Gras am Ufer zurück. Mich fröstelte, als ich ins Wasser eintauchte, aber es war nicht halb so kalt wie in den Flüssen von Civica. Meine Schultern wurden bereits wieder warm, und ich kehrte an die Wasseroberfläche zurück. Ich holte tief Luft, frische Luft, *neue* Luft, wie ich sie noch nie zuvor geatmet hatte.

Ich bin jetzt nur noch Lia. Von heute an.

Es fühlte sich wie eine Taufe an. Eine tiefergehende Art von Reinigung. Wasser rann an meinem Gesicht hinab und tropfte von meinem Kinn. Terravin war nicht nur ein neues Zuhause. Dalbreck hätte das auch werden können, aber dort wäre ich nur eine Kuriosität in einem fremden Land gewesen, immer noch ohne Mitbestimmungsrecht, was mein eigenes Schicksal betraf. Terravin bot mir ein neues *Leben*. Dieser Gedanke machte mich glücklich und erschreckte mich zugleich. Was, wenn ich meine Brüder nie wiedersah? Was, wenn ich auch mit diesem Leben scheiterte? Aber alles, was ich bisher erlebt hatte, machte mir Mut, sogar Berdi. Irgendwie würde ich dafür sorgen, dass es mit diesem Leben klappte.

Der Bach war breiter, als ich erwartet hatte, aber ich blieb im ruhigen seichten Wasser, wie Pauline es gesagt hatte. Es war ein klarer, stiller Tümpel, nicht mehr als schultertief. Sein Grund war mit schlüpfrigen Flusssteinen übersät. Ich legte mich auf den Rücken, ließ mich treiben und heftete den

Blick auf den filigranen Baldachin aus Eichen und Kiefern über mir. Die Dämmerung brach herein, und die Schatten wurden tiefer. Durch die Stämme hindurch begannen in den Häusern auf den Hügeln goldene Lichter aufzuflackern, während Terravin sich auf die abendliche Andacht vorbereitete. Ich war selbst überrascht, als ich mich dabei ertappte, dass ich auf die Lieder wartete, die allabendlich durch ganz Morrighan wehten; doch die Brise trug nur die Ahnung einer Melodie heran.

Ich werde dich finden …

Im entferntesten Winkel …

Ich hielt inne und wandte den Kopf zur Seite, um den inbrünstigen Klang der Worte besser zu hören, die eindringlicher waren als alle heiligen Andachtsgesänge von zu Hause. Ich konnte die Worte nicht zuordnen, aber der Heilige Text war lang.

Die Melodien rissen ab, fortgeweht von einem kühleren Wind; stattdessen lauschte ich dem Geräusch von Berdis Bürste, während ich mir kräftig den Rücken schrubbte. Meine linke Schulter brannte dort, wo die Seife das Hochzeitskavah berührte, als würde eine Schlacht zwischen den beiden toben. Mit jedem Bürstenstrich stellte ich mir vor, wie die Löwenmähne Dalbrecks vor Schreck zurückwich und bald für immer aus meinem Leben verschwunden sein würde.

Ich tauchte rasch noch einmal unter, um den Schaum abzuwaschen. Dann verrenkte ich mich fast bei dem Versuch, den Niedergang des Löwen zu betrachten, doch der kleine Ausschnitt des Kavahs, den ich im Dämmerlicht sehen konnte – die Reben, die sich auf meinem Schulterblatt um die Klauen des Löwen rankten –, erstrahlte nach wie vor in voller Pracht. Vor zehn

Tagen hatte ich die Künstler gelobt. Nun hätte ich sie am liebsten verflucht.

Da – ein Knacken im Gebüsch!

Ich glitt zurück ins Wasser und fuhr herum, bereit, dem Störenfried die Stirn zu bieten. »Wer ist da?«, rief ich, während ich versuchte, mich zu bedecken.

Nur ein verlassener Wald und Schweigen antworteten mir. Ein Reh vielleicht? Aber wohin war es so schnell verschwunden? Ich suchte die Schatten der Bäume ab, konnte aber keine Bewegung ausmachen.

Nur ein Zweig hat geknackst, versicherte ich mir. Das kann jedes noch so kleine Tier gewesen ein.

Oder vielleicht ein umherstreifender Gast aus der Schenke, der überrascht war, auf mich zu treffen? Ich lächelte amüsiert darüber, dass ich vielleicht jemanden verscheucht haben könnte – hoffentlich noch bevor er einen Blick auf meinen Rücken erhascht hatte. Kavahs waren ein Zeichen für eine hohe Position und Reichtum, und dieses hier verriet eindeutig königliche Abstammung, wenn man es genau genug betrachtete.

Ich stieg aus dem Wasser und warf hastig die frischen Kleider über. Da erblickte ich ein kleines graues Kaninchen, das hinter einen Baum flitzte. Ein erleichterter Seufzer entfuhr mir.

Nur ein kleines Tier. Genau, wie ich gedacht hatte.